

Manchmal schon mitten unterm Essen, meist aber erst wenn dieses bereits anderen Vergnügungen zu weichen beginnt, wird über Tische und Gäste hinüber ein Mandel- und Kossinenkrieg geführt, und so dicht fallen diese Geschosse, daß oft Tischtücher und Boden ganz mit ihnen besäet sind. Gewöhnlich geschieht die Fehde von Seite der Weiber und Mädchen. Das Mädchen nimmt eine Kossne oder Mandel und wirft sie nach dem Jünglinge, den sie besonders auszeichnen, oder dessen Aufmerksamkeit sie auf sich ziehen will. Wird der Wurf von Seite des Jünglings wiederholt, so dient dieß dem Mäd-

chen zum untrüglichen Beweise, daß sie verstanden wurde; dann aber wird nicht einzelne, sondern mit vollen Händen geworfen.

Wer steht in diesem Gebrauche nicht einige Nehsüchlichkeit mit den Scherzen des italienischen Carnevals? Doch ist das Werfen mit Mandeln, Kossinen und vorzüglich mit Erbsen oder Wachholderbeeren in Böhmen eine uralte Sitte, die wahrscheinlich in heidnischen Zeiten bereits geübt wurde, wie überhaupt wohl alle böhmischen Hochzeitsgebräuche aus ältern, undenklichen Zeiten stammen.

III. Sagen und Legenden.

Die beiden Herren.

Eine böhmische Lokalsage.

Schon lange wartete der alte Diether auf seinen Sohn. Es war im Schlosse so still, daß man den Waldbach rauschen und die Tannen brausen hörte. Die Wolkten zogen so tief, daß sie fast an die Wipfel streiften, die sich noch über das Schlosdach erhoben. Die Dämmerung brach herein und in dem kleinen Saale mit seinem Holzgetäfel war es fast dunkel.

Der alte Herr pfiff und schweigend trat ein grauer, gebeugter Knappe ein, warf einige Kienbündel auf den Herd im Kamine, und zündete sie an. Das flackernde, ungewisse Licht gab den ernstesten Zügen des alten Herrn den Ausdruck einer fast unheimlichen Härte.

„Ist der Vöte glücklich über die Berge in den langen Grund?“

„Ja, Herr.“

„Lasse das Pfortlein offen; ich erwarte zur Nacht noch einen Mann aus Rumburg. Mein Sohn ist noch nicht zurück?“

„Nein.“

„Alter Wolf, ein Wörtchen im Vertrauen: weißt du nicht, wohin mein Gelfhard tagtäglich reitet? In den Forst —“

„Nach dem Zeidler zu reitet der junge Herr, weiter weiß ich nichts.“

„Gut, gut, alter Wolf. Du könntest wohl einmal deine alten Augen — doch nein, es ist besser ich spreche mit ihm selbst. Meine Sache ist reif.“

Jetzt ließ der Hofhund sein heiseres Gebell hören; das Thor unten wurde aufgethan, und man hörte einen Reiter in den Hof sprengen. Klirrend kam es die Stiege herauf, und ein hoher, schlanker, junger Mann trat ein, grüßte den alten Schloßherrn, und klopfte Wolf, der eben hinausging, vertraulich auf die Schulter.

„Nun, mein Gelfhard, glückliche Jagd gehabt?“
sag der alte Ritter nach einer Pause an.

„Ich habe nicht gejagt.“

„Gleichviel. Du bist heute an deinem Geburtstage nicht sehr heiter.“

„O Vater, könntest du in meine Brust sehen! Mich macht eine tiefe Freude immer still.“

„Desto besser; dein Geist wird dann bei meinen Mittheilungen den nöthigen Aufschwung nehmen; denn heute, wo du an der Schwelle der Mannheit stehst, muß ich dir das Geheimniß deines Hauses enthüllen.“

Gelfhard hörte halb zerstreut zu.

„Du weißt, daß weit und breit in Böhmen das gewaltige Geschlecht der Berka von Dub herrscht. Seit undenklichen Zeiten blühte dieser Stamm in Einigkeit und Kraft; erst vor etwa mehr als zwanzig Jahren erschütterte ein Donner Schlag die alte Eiche. Ein Halbbruder des regierenden Herrn wußte das Herz dieses arglosen Jünglings zu bescheiden, und sich seines ganzen Vertrauens zu bemächtigen. Er setzte sich in einem Schlosse nach dem andern fest, und gewann einen Vasallen nach dem andern; nach einer Reihe von Jahren hatte er die ganze Macht des Hauses in Händen; ein Vorwand zum Bruche mit seinem Bruder war bald gefunden. Man griff zu den Schwertern. Der rechtmäßige Herr wurde mit den Wenigen, die zu ihm standen, von Thal zu Thal getrieben; bald wußte er nicht mehr, wohin sein Haupt zu legen; endlich verscholl er in den Grenzwäldern; mit ihm sein zweijähriger Sohn —“

„Um Gottes Willen, Vater, sprich es nicht aus!“

„Ich bin es, du bist's. In diese tiefe Waldwildnis habe ich dich geflüchtet, dieß Schloß habe ich von den Trümmern meines Glückes erbaut; ich hatte kein befreundetes Herz als dich, keinen Gedanken als meine Rache, und jetzt ist sie reif geworden. Die Vasallen sind müde der eisernen Faust des Eindringlings; ich habe mich den verlässlichsten entdeckt, und ihre Boten rufen mich in

ihre Mitte. Morgen treten wir aus unserer Verborgenheit an den Tag.“

„O halt' ein, Vater, ich kann dich auf deiner blutigen Bahn nicht begleiten. Bedenke, was du thust; den Raub, den Mord, den Brand willst du in die friedlichen Thäler rufen; die Wälder und Berge sollen widerhallen vom Wehgeschrei der Flüchtigen; und wofür? Du bist ein Greis, und der Abend deines Lebens sollte schön und still seyn, wie ein Herbstabend. Meine Wünsche fliegen nicht so hoch, und ich habe ein Glück gefunden, das mir in dem glänzenden Pallaste der Verka fremd geblieben wäre.“

„So? laß doch hören,“ sagte der Alte mit anscheinender Ruhe.

„Ich habe ein Mädchen gefunden, Vater, ein Mädchen, zart, lieblich und bescheiden, wie eine Wiesenblume; ihre Seele hat sich mir in all ihrer duftigen Schönheit entfaltet, sie kann nur mit mir glücklich seyn, und ich nur mit ihr.“

„Und wer ist denn dieser verkörperte Engel?“ fragte der Alte, und sein Gesicht fing an, blaß zu werden.

„Sie ist nur die Tochter eines Hintersassen auf dem Zeidler; aber die Natur hat sie zur Königin geschaffen. O Vater, wenn du sie kennen wirst, wenn sie hier wachen wird in all ihrer Lieblichkeit — du wirst meine Wahl segnen; die blutigen Rachegeanken werden dir schwinden, wie Nebel vor der Sonne. Wir werden seyn, was wir sind, der alte und der junge Herr vom Waldschloß, und glücklicher als Verka in seinem glänzenden Saale.“

Der Alte war blaß geworden wie ein Todter, und sprach mit zitternder Stimme: „Die Liebe ist wahnsinnig, und es wäre vergebens, sie zu Verstande bringen zu wollen; aber du stößest dich selbst aus unserem ehrwürdigen Stamme, ich kann mit dir nicht mehr von einem Tafeltuche essen, Entehrter!“ Und dabei ergriff der Greis sein Messer, und zerschnitt das Tafeltuch, das eben zum Nachtmahl aufgedeckt war, quer über dem Tisch zwischen sich und seinem Sohne.

Ein solcher Schimpf brachte Gelfhard außer sich; das Blut schoß ihm zum Kopfe, er wußte nicht was er that. Seine Hand zuckte krampfhaft das Messer, er beugte sich über den Tisch, und zuckte hoch die blühende Klinge. Sein Vater war wortlos und starr, sein weit aufgerissenes Auge sah mit einem gläsernen unheimlichen Blick auf den Sohn, der in seiner Wuth alle Bande der Natur zerrissen hatte. Dieser Blick, die Blässe des elnst so geliebten Angesichtes, sie trafen ihn und fesselten den Sturm in seiner Seele. Wie ein Blitz fuhr der Gedanke an die Unthat durch sein Inneres. In Thränen aufgelöst fiel er neben dem Greise auf die Knie, und ergriff seine Hand; — sie war kalt und starr, Joren und Entsetzen hatten den Alten auf einen Schlag getödtet.

Als Gelfhard seinen greisen Vater todt sah, noch immer mit offenen Augen vor sich hinstarrend, da

war ihm, als reißt sich vor ihm der Abgrund der Hölle auf. Er hatte nur Einen Wunsch: zermalmt, vernichtet zu seyn. Er fluchte sich, seiner Liebe, seinem Daseyn. Er konnte den Blick nicht abwenden von den offenen Augen der Leiche; sie brannten wie ein Spruch des ewigen Gerichtes in seine Seele, und doch hätte er um eine ganze Welt sie nicht zudrücken können!

Lange war er so auf den Knien gelegen, da trat der alte Wolf in den Saal, und blieb erstaunt an der Thüre stehen. „Sieh her, Alter!“ rief Gelfhard wild, „sieh her, ich habe ihn erschlagen, und nun jagt mich der Fluch durch die Welt! Kain, Kain!“

Er stürzte hinaus; vergebens suchte der alte treue Knappe ihn aufzuhalten. Draußen goß der Regen wie eine Sündfluth vom Himmel, und der Sturm bog die alten Tannen gleich dünnen Schilfröhren. Immer fort eilte Gelfhard unaufhaltsam durch den Sturm der Elemente. Von weitem ertönte ein Blödslein. „Ja, dir folg' ich; du bist eine Stimme vom Himmel!“ rief der Jüngling.

Gelfhard hatte dem uralten Einsiedler sein Vergehen bekannt, sein ganzes Herz eröffnet. Lange schwieg der Greis, dann sprach er mit gerührter Stimme: „Du hast schwer gesündigt, mein Sohn, du hast die Hand wider deinen Vater erhoben; doch der Himmel hat dich zurückgehalten und du kannst noch entschuldigt werden. Aber schwere Opfer mußt du bringen; alles Irdische mußt du von dir abstreifen, und nur dem Heile deiner Seele leben. Vergessen mußt du Stamm und Herkunft, vergessen deine Liebe; du darfst nichts seyn, als der arme, sündenbeladene junge Herr vom Waldschloße, ohne Freund und ohne Namen. Als Buße lege ich dir auf, das Kreuz zu nehmen, zehn Jahre gegen die Ungläubigen im gelobten Lande zu streiten, und am Grabe des Erlösers um Vergebung zu beten. Wann du dieses vollbracht, so lehre zurück in meine Waldhütte, und ich werde dir sagen, was du ferner zu thun.“

Gelfhard küßte dem frommen Einsiedler den Saum des Gewandes, und schritt den Fußpfad in's Thal hinunter.

Eilf Jahre waren verstrichen, als Gelfhard das einsame Waldschloß, den Ort seiner Kindheit, wieder sah. Die Gegend bedünkte ihm so fremd und seltsam, wie er selbst in dieser Zeit geworden war. Sein sonnengebräuntes Gesicht war mit Narben gezeichnet, die Fülle seiner braunen Locken war gelichtet, seine lähnen gefurchten Züge nahmen sich seltsam aus zu seinem Pilgerkleide und seiner etwas gebückten Haltung. Als er sein Vaterhaus wieder sah, befahl ihm eine tiefe Nüchternung. Auf dem Hofe und rings um die Mauer, welche zum Theile eingefallen war, wuchsen Fichtlinge und Heidelbeeren. Keine Thüre

war zu sehen, und von den Fenstern wenige Trümmer; Dohlen flogen zu den leeren Zimmern ein und aus. Es war ein Anblick der trostlosesten Verödung.

Trauernd schlich Gelfhard weiter durch den dichten Lann zu der Einsiedlerklaufe, die am Berghange gegen Abend stand. Noch fand er den alten Einsiedler am Leben. Der Greis erkannte ihn alsobald, doch zeigte er weder Ueberraschung noch Freude. Er legte dem knienden Manne die Hände auf's Haupt, und sprach mit mildem Ernste: „Der Himmel hat dich entsündigt; sei getrost, mein Sohn, und thue, was der Geist dich heißt. Verlebe deine ferneren Tage in dem Hause deiner Kindest, oder rüste dich, und entreiße dem grausamen Dheim dein Erbe.“

„Frommer Vater,“ sprach Gelfhard, „ich habe die Nichtigkeit des irdischen Treibens mit klarem Blicke durchschaut; gewähre mir den einzigen Wunsch, den ich habe, und laß mich an deiner Seite meine Tage mit Gebet und frommen Betrachtungen schließen.“

„Heil dir, mein Sohn, daß du das Rechte erkannt.“

Fortan lebten die Weiden in heiliger Stille in ihrer Waldeinsamkeit, die den schönsten freien Blick über die grünen Wellen der Waldgebirge bis zu den Bergkegeln an der Elbe hin gewährte. Noch lange nachdem der uralte Einsiedler entschlafen war, lebte Gelfhard, von der ganzen Gegend geliebt und geachtet, in seiner stillen Klaufe. Er war schon lange ein Greis, da fand man ihn einst auf der Moosbank vor seiner Hütte eingeschlafen, den Blick nach Westen gerichtet, und das lächelnde Antlitz vom Abendrothe übergossen, als lebte und athmete er noch.

Das Schloß im Walde zerfiel in Trümmer und wurde vergessen. Wo jezt das Jagdschloß Sternberg bei Zeidler steht, sieht man kaum merkliche Reste des Baues im wildschönen Waldgebiete.

Heilige Dreifaltigkeit in den windischen Böheln.

(Eine slavische Volksage.)

Wenn der Wanderer das gesegnete Hügelmeer der windischen Böheln hindurchpilgert, so wird er den regen Fleiß der Bewohner dieser schönen Gegenden bewundern, und dieses Paradies der Wenden lieb gewinnen. Wenn der Slave die reifen Trauben sorgsam vom Weinstocke löst, wenn der reichlichste Segen vergessen macht, wie sauer die Tage der Arbeit waren, dann herrscht Jubel und Wonne auf den Nebenhügeln und im Thale, denn Alles freut sich der edlen Beschöerung. — Wer den gastlichen Wenden näher kennt, wird wissen, daß er die Sagen seiner Väter fleißig im Gange hält, und dem Fremden besonders zur Beszeit gern davon Einiges mittheilt.

Im Herbst 1660, wie mir der würdige Pfarrer zu St.*** erzählte, machte Wolfgang Herr von Stubenberg, begleitet von dem tapfern Ritter Kaspar Wucherer, in wichtigen Angelegenheiten seines Hauses eine Reise nach Venedig.

Bevor er sich aber auf den Weg begab, schrieb er dieses Vorhaben seinen dortigen Freunden, und besonders dem Grafen E***, mit welchem er eben Geschäfte zu schlichten hatte.

Stubenberg war ein junger, hübscher Mann, stark, aber ebenmäßig gebaut; sein Begleiter hingegen mochte bereits über den größten Theil des Lebens hinaus seyn; er war handfester, derber, und wie man leicht sehen konnte, ein gemachter Mann des Krieges.

Sie hielten eines Tages nicht mehr fern von Venedig mit ihrem Gefolge vor einem kleinen Gasthause, denn es regnete sehr stark, und begaben sich ins Schenkzimmer, worin sich bereits vier Reisende befanden. Unter diesen zeichnete sich ein höflich gepuhter junger Mann besonders aus. Kaum waren die durchnästen Deutschen in der Stube, so fing der junge Italiener an, sich auf die unzerarteste Art über sie lustig zu machen. Bald gab ein Wort das andere, und es war ersichtlich, daß er mit den Deutschen Streit suchte. Ritter Wucherer, nicht gewöhnt, junge Leute so von sich sprechen zu hören, trat mit kühner Miene dem Spötter plötzlich unter das Gesicht, und hieß ihn schweigen.

„Wer wagt es,“ entgegnete dieser heftig, „dem Verwandten des mächtigen Dogen von Venedig Schweigen zu gebieten?“ und fuhr blisknell mit gezücktem Degen auf den Ritter los. Augenblicklich nahmen die drei Begleiter des jungen Mannes die Waffen zur Hand, was auch die beiden Deutschen thaten. Es wäre sicher zur blutigsten Entscheidung gekommen, wenn nicht ein alter, würdevoller Mann, eben zu guter Zeit aus dem Nebenzimmer kommend, sich zwischen die Kämpfer geworfen hätte.

„Friede! Ruhe!“ rief er, und verwies dem jungen Manne seine Zanksucht mit scharfen Worten, worauf er die Deutschen besänftigte. Bögernd stießen sie die Wehre in die Seite.

Der Regen hatte nachgelassen und die Deutschen wollten ihre Reise fortsetzen; da stand an der Thüre der muthwillige Urheber des Streites, und stürzte dem Grafen von Stubenberg ins Ohr: „Wenn Ihr nicht feig seid, so kommt morgen um zwölf Uhr Nachts vor das Thor von St. Markus.“

„Ich komme.“

„Nehmt auch Euren wackern Spießgesellen mit.“

„Soll geschehen.“

„Ich kenne Euch, Graf von Stubenberg, auch Euer Vorhaben, aber denket an den Neffen des mächtigen Dogen und ziehet heim.“

Während diesen äußerst schnell gewechselten Worten

waren Stubenberg's Begleiter wieder beritten, und sie zogen sämmtlich gegen Venedig.

Stubenberg theilte seinem Begleiter die Begebenheit der Bestellung des jungen Mannes mit, und dieser freute sich nicht wenig, die deutsche Klinge mit dem Wälſchen zu messen, denn ihm war der Kampf Bedürfnis und angenehmes Spiel.

Ermüdet von der Reise, machten sie am ersten Tage keine Ausflüge, Tags darauf aber wollte sich Stubenberg zum Grafen von G*** begeben, um von ihm die Hand seiner schönen Tochter für einen Stammverwandten zu begehren. Wohl hätte Stubenberg den Gang nach St. Markus verschoben, bis er sein Geschäft vollendet haben würde; doch sein Begleiter ließ nicht ab in ihn zu dringen, bis er nachgab, und das Steudichein zuzuhalten versprach.

Zur bestimmten Stunde fanden sich die beiden Deutschen vor St. Markus ein, wo der Italiener bereits ihrer harrte. Nichts Arges vermuthend, hatten jene das Gefolge in der Herberge zurückgelassen, und gedachten nach einem leichten Strauß des heißblutigen Italieners los zu werden.

Es war eine finstere Nacht. — Sie schifften durch verschiedene Straßen und hielten in einem ziemlich abgelegenen Theile der Stadt. Der Wälſche stieg aus, die beiden Deutschen folgten ihm in ein großes Haus. Man schritt langsam durch ein finstres Thorgewölbe, plötzlich schlossen sich die Pfortenflügel. Sie wurden von Bewaffneten überfallen, im ungleichen Kampfe besetzt, und in einen finstern Kerker verschlossen. Drei Tage saßen sie dort gefoltert vom Hunger und Unmuth. Nur zu gewis war es, daß man sie hier verhungern lassen wollte. Vergebens riefen sie nach Hilfe. Niemand schien sie zu hören. Wohl waren beide Männer oft in heißer Schlacht gewesen und hatten nie den Tod gesüchtet; aber hier, unbewehrt, entfernt von ihren Lieben in der Heimath, wollten sie doch nicht gerne den Rest ihrer Tage beschließen. Immer höher stieg die Noth und alle Hoffnungsverschwand. Da wendeten sich die hart Bedrängten zu Gott. Wolfgang von Stubenberg gelobte heilig ein Kloster zu stiften, Kaspar Wucherer hingegen that das fromme Gelübde, daß er lebenslang gegen den Erbfeind der Christen streiten werde, wenn es dem Allmächtigen gefiele, sie in Freiheit gelangen zu lassen.

Abends darauf öffnete sich der Kerker, ein Mönch aus dem Orden der einsiedlerischen Augustiner trat ein. „Ich bin erschienen Euch in Freiheit zu sehen,“ begann er mit sanfter Stimme; „doch kann dieß nur dann geschehen, wenn Ihr alles pünktlich thut, was ich von Euch im Namen meines Gebieters verlange. Vorerst müßet Ihr diese Schrift, in welcher Ihr erklärt, auf jenes Fräulein, welches Ihr für Euern Verwandten zu freien gedachtet, für immer zu verzichten, sogleich unterzeichnen, denn der Neffe des Dogen liebt sie. Dann werdet Ihr Eurem

Beleidiger strenges Schweigen, so lange Ihr auf venetianischem Boden weilet, schwören; — sonst sehet Ihr nicht mehr das freundliche Licht der Sonne. — Folget meinem Rathe und unterzeichnet; denn ich will Euch wohl.“

Beide schrieben ihren Namen auf das darzereichte Blatt, worauf ihnen die Thüre geöffnet wurde. Die weise Mäßigung des Mönchs gefiel dem Grafen sehr. Sie nahmen ihn mit sich zur Herberge. Bald ließ er sich bewegen, mit nach Deutschland zu reisen, und dort dem Grafen in Durchführung seines Gelübdes behülflich zu seyn.

In den herrlichsten Gegenden der windischen Büchel ließ Wolfgang Herr von Stubenberg den Bau beginnen. Dem kunstfertigen Mönche wurde die Verfertigung des Hochaltarbildes überlassen. „Spart nicht Mühe oder Kosten,“ sprach der fromme Stifter und munterte die Arbeiter auf, das gottgefällige Werk zu fördern. Viele hundert rechtgläubige Wenden fanden sich ein, und erboten sich freiwillig zu den schwersten Arbeiten.

Aber auch der Mönch war beflissen, seine große Aufgabe würdig zu lösen; nur der Kopf des allmächtigen Vaters will nicht zum Ganzen passen; er ist nicht entsprechend, bald zu trohig, bald zu mild. Vergebens bessert der Meister dem Bilde so Manches nach, versagt sich Nahrung und Ruhe, müht sich ab, sieht zum Himmel um das Gelingen seines heiligen Werkes und verzagt beinahe. — Eines Tages überfiel ihn der Schlaf. Süße Träume umgaukelten den Ermatteten. Bald sah er die himmlische Gestalt eines Engels vor der Staffelei; schon mischt er die Farben, und trägt sie mit überirdischer Kunstfertigkeit zart auf die Leinwand; bald ist das Bild der unergründlichen Dreieinigkeit vollendet und es verschwindet der Himmelsbote. Beim Erwachen fällt sein erster Blick auf die Staffelei. „O Wunder!“ ruft erstaunt der Künstler, denn das Bild war vortrefflich gelungen, und bis zum letzten Pinselstrich vollendet.

Das Kloster wurde dem Augustiner-Einsiedler-Orden überlassen und hinlänglich beschenkt. Auch Ritter Wucherer hat sein Gelübde heilig gehalten. — Er blieb in der glorreichen Schlacht bei St. Gothard an der Raab (1. August 1664) auf dem Felde der Ehre. Ernst blickt Gott der Vater von jenem Bilde der heiligen Dreifaltigkeit auf die sündigen Sterblichen nieder, als wollte der Allgütige seine Langmuth ablegen und zum Gerichte schreiten.

Ist gleich das Kloster aufgehoben, so blickt doch die schöne Kirche von ihren Hügeln wunderbar ins Nebensland der Slaven, welche diese Sage treulich aufbewahren.

Die Galgenvögel.

(Steirisches Märchen.)

In einem der unwegsamen Theile von Steiermark soll zu Anfange des vorigen Jahrhunderts unter wild verworrenem Gestrüppe und unwirthbaren Felsen sich ein Hohlweg geschlängelt haben, dessen Spuren nun eben so verwischt, als auch die seltsamen Abenteuer bereits verschollen sind, welchen eben jener Ort zum Schauplatz diente.

Als einst die Raubritter auch in diese Gegenden ihr Unwesen schleppten, stand ein Galgen als höhnedes Wahrzeichen daselbst aufgespizt. Kreisende Rabenscharen schlugen an den im Winde baumelnden Reichenamen ihre Mahlzeit auf, und ein schnurriges Ammenmärchen schallt davon in unsere Tage herüber, welches in eben so schmucklossem Sagentone mitzutheilen uns gegönnt sey.

In jener Gegend wohnte ein alter Landmann. Dieser hinterließ bei seinem Sterben sein kleines Gut dem ältesten Sohne, und es war sein Wille, daß er den beiden jüngeren Brüdern von dem Ererbten ebenfalls gemächlich zu leben geben sollte. Allein der älteste Sohn war von hartem Gemüthe. Dem Zweitgebornen, welcher von gleicher Gesinnung wie er war, wollte er dessen Theil nicht vorenthalten. Aber die zwei Brüder beschloßen in ihrer Bosheit, dem Jüngsten, welcher ein edles Herz besaß und gerne mit den Armen theilte, nichts von seinem Pflchttheile zu verleihen, und es an sich zu ziehen. Deshalb entzogen sie ihm alles, und er mußte die kleinste Gabe von ihnen erbetteln, und mußte die Dienste des letzten Knechtes versehen; dafür bekam er Schläge, und mußte auf freiem Felde sein hartes Lager suchen. Endlich wollten sie ihm nicht einmal die harte Brotrinde vergönnen, welche er im Schweisse seines Angesichtes verdiente, und sie gingen in ihrer Hartherzigkeit so weit, ihm, wenn er ermattet von der Arbeit kam, einen Krug Wasser hinzusetzen und einen harten Stein, mit dem er seinen Hunger stillen sollte. Und als Siebert (so hieß der arme Mißhandelte) eines Tages stehete, sie möchten ihm doch die Nahrung geben, die sie ihren Schweinen zum Fraße hinwarfen, da sprach der Eine aus ihnen also: „Du bist ein nichtswürdiger, fauler Knecht, der du nur immer deinen Magen füllen willst, und uns an den Bettelstab bringen möchtest; du bist keines Bissen Brotes würdig, weil du ein Verschwender bist, der seinen Tagelohn mit nichtswürdigem Lumpenvolke von der Straße getheilt hat.“ Und er setzte hinzu: „Wenn du also hungrig bist, daß du dein rechtes Aug' für einen Bissen Brot geben willst, so sollst du ein Stück wohl erhalten, aber sonst nicht.“ — Doch Siebert entgegnete: „Ich bin schwach und bereits drei Tage sind es, daß ich keine Nahrung genossen habe; sei doch mitleidig,

mein Bruder, und wenn mein Glend dein Herz nicht erweichen mag, so nimm mein rechtes Auge und gib mir ein Stück Brot dafür, denn ich fühle, daß mir die Schwäche den Tod zuziehen wird;“ — und der Bruder nahm sein rechtes Auge und gab ihm ein Stück Brot dafür. — Einige Tage später da fühlte Siebert abermals, wie sein leerer Magen ihm Schmerzen verursache, und er suchte dießmal das Mitleid seines andern Bruders zu rühren und sprach zu ihm: „Lieber Bruder, wo du nicht willst, daß der Hunger mich ganz aufzehren soll, so gib mir ein Stück schwarzes Brot, wie es dein Hofhund erhält, denn ich fühle, daß ich vor Schwäche vergehen müßte.“ Doch auch dieser entgegnete: „Du Nichtswürdiger, du willst nur immer gespeist seyn, und wir sollen es hergeben. Hat nicht mein Bruder dich vor Kurzem reichlich beschenkt, und nun verlangst du schon wieder?“ Da sprach Siebert mit demüthiger Stimme: „Ja wohl hat er mich beschenkt, doch hab' ich es theuer bezahlen müssen, und wenn dich meine Qualen nicht zu rühren vermögen, so nimm auch du mein linkes Auge, und gib mir ein Stück schwarzes Brot dafür.“ — Und sein Bruder nahm sein linkes Auge, und warf ihm ein Stück Brot dafür vor; und als der arme Siebert seiner beiden Augen nun beraubt war, da stehete er also zu seinen Brüdern: „Ich bin nun arm und blind; erzeigt mir nun die brüderliche Liebe, und führt mich hinaus an die Landstraße, wo viele Leute vorübergehen, und stellt mich hin, damit ich ihr Mitleiden anspreche, und sie mir eine milde Gabe verleihen möchten.“ — Und die beiden Brüder versprachen ihm diesen Dienst zu erweisen. Aber sie führten ihn nicht hinaus auf die Landstraße, sondern sie brachten ihn an einen abseitigen Hohlweg, wo es nur Raubgestindel gab und wo ein hoher Galgen aufgerichtet stand, so daß ein Jeder diese Gegend vermied, und lieber einen großen Umweg machte, als dort vorüberzuziehen. Und als sie ihn dorthin gebracht hatten, da verließen sie ihn, und verlachten ihn noch heimlich, daß sie ihn betrogen hätten.

Da stand nun der blinde Siebert, und erwartete Almosen. Doch er hörte keineswegs die Fußtritte vorübergehender Wanderer; aber als es Abend ward, da drang das Gekreische der Raben an sein Ohr, und er hörte eine Art Gemurmel dazwischen, als wenn die Vögel unter einander sprächen. Und als er recht aufmerksam lauschte, da hörte er, wie die Vögel unter einander zu reden begannen: „Willkommen, Bruder! Rabe, was trägst du Neues?“ Doch der Rabe antwortete: „Ich komme von der östlichen Grenze, sah ein großes Reich und so mächtig wie ihr es euer Lebtag nicht gesehen habt. Aber die weiten Fluren ringsumher und die bunten Wiesen verdorren im Strahl der Mittagssonne, und die Blumen neigen ihr welkes Haupt; darob herrscht eine große Bestürzung im ganzen Lande, und der König hat große Schätze verheissen, wenn es Einem gelingen möchte,

die Fruchtbarkeit dieses Landes wieder herzustellen und die vertrockneten Quellen zu öffnen. Aber es hat sich noch Keiner dazu erboten, und sie halten alle Versuche für unmöglich; doch ich habe die Ursache erfahren, und ich wüßte wohl, wie dem abzuhelfen sey.“ Da wurden sie erst recht neugierig und befragten ihn, wie das wohl zu machen wäre? Doch dieser fuhr also fort: „In der Mitte des Landes befindet sich tief, tief unter der Erde eine gewaltige, große und frische Quelle, aus der alle Brunnen im Lande ausgehen; allein über dieselbe steht ein furchtbarer Riese, welcher einen ungeheuren Stein vor dieselbe gewälzt hat, so groß und so schwer, daß nicht hundert Leute zusammen im Stande seyn möchten, denselben weiter zu rücken. Aber der Riese hat einen gepanzerten Leib, an welchem selbst die eisernen Klängen der Steiermark absprengeu müßten; nur am Nacken hinten ist er auf einer kleinen Stelle so leicht verwundbar, daß schon ein leichter Nih ihn tödtet; und wenn dieser Riese dann unschädlich gemacht wäre, und der gewaltige Felsen fortgerückt, dann würden wieder die Quellen reichlich fließen, und die Menschen wie die Pflanzen wieder erfrischt und erquickt werden.“

Ob der Antwort des Einen der Raben verwunderten sich die übrigen gar höchlich, und sie sprachen zum Zweiten: „Willkommen, Bruder Rabe, was trägst du Neues?“ Doch dieser hob also an zu sprechen: „Ich komme vom westlichen Grenzreiche; ich sah alldort ein gar prächtiges Reich, und der schönsten Städte gar viele, und auch klare Bächlein und Quellen, und herrlichen Wieswachs. — Allein dennoch herrscht tiefe Trauer im Lande, und die Einwohner schleichen ganz bestürzt umher, und tragen schwarze Gewänder und in den Augen Thränen. Sie erfreuen sich nicht der bunten Blumen und der köstlichen Früchte, und auch nicht des fetten Kindes, welches alldort weidet, weil sie alle ihren Fürsten gar inniglich lieben, und weil diesen ein gewaltiges Herzleid drückt, darob sie mit ihm weinen und jammern. Der Fürst ist gar ein milder Herrscher, und sorgt wie ein Vater für sein Volk, und er hat auch eine einzige Tochter von ausnehmender Schönheit und tugendhaftem Wandel. Diese aber wurde in der Blüthe ihrer Tage auf das Sterbelager hingestreckt, wo sie seit einem Jahr in Lebensgefahr schwebt und heftige Leiden empfindet und weder sterben noch genesen kann; und deshalb grämt sich das Volk und der Vater des Volkes; und der liebevolle Fürst hat demjenigen die Hand seiner Tochter Mirza versprochen, der ihr die Gesundheit wieder zu schenken vermöchte; aber alles war bis jetzt vergebens. Allein ich habe die Ursache erfahren, und wüßte gar wohl, wie die Fürstentochter zu heilen wäre.“ — Da wurden die übrigen Raben abermals begierig, die Ursache zu erfahren und befragten deshalb diesen, auf welche Weise dieß zu veranstalten wäre. — Und dieser fuhr also fort zu sprechen: „Eine böse Zauberin, welche einst für jenen Fürsten in Liebe entbrannte,

verhieß ihm dieses Leid, wenn er sich vermählen würde. Er that es; und da diese nun einmahl die Gewalt hatte, ihm Schaden zuzufügen, so fühlte er durch den Tod seines trauten Weibes schon hinlänglich die bittere Rache der Zauberin. Aber auch die Krankheit seiner tugendhaften Fürstentochter ist ein böser Anschlag der Zauberin. — Eine giftige Kröte ist dicht an der Bettschwelle der Königstochter begraben; so lange diese Kröte aber sich blähet und dehnt, so lange kann die Tochter des liebevollen Fürsten nicht gesunden. Wenn aber irgend Einer jene Kröte zu tödten wüßte, so würde dadurch die Prinzessin geheilt.“

Darob verwunderten sich die übrigen Raben nun sehr, und selbst Siegbert, der alles dieses vernommen hatte, rauschte an das dicke Gestrüpp mit den Füßen, daß die Vögel scheu mit den Flügeln schlugen, und die Flucht ergreifen wollten. „Ach!“ sprach der Dritte aus ihnen, „es ist ein Mann, der seines Lichtes beraubt ist, wie jene Eister jüngst, welcher die wilde Krähe neulich beide Augen ausgehackt. Die Krähe ward von einem Geier ergriffen, und dieß war gerechte Strafe; wir sind doch so grausam nicht, wir nähren uns vom Leichnamstrafe, und lassen das Leben in Frieden. — Aber ich wüßte wohl, wie der blinde Mann das Licht seiner Augen wieder gewänne. Er dürfte nur bei einbrechender Nacht sich dreimal mit dem Thau neken, der auf die Sonnenblume hier bei jenem Felsen des Abends niedersfällt, und ich bin gewis, er würde die Strahlen des nächsten Morgens wiedersehen! — Aber spät ist's, laßt uns jetzt Ruhe suchen, und für morgen eine reiche Mahlzeit! Gehab' dich wohl, Bruder Rabe. Auf gute Sättigung, Bruder Rabe, und dir auch!“ „Und Euch allen!“ rief Siegbert, und husch rauschten die Vögel auf, und mit raschen Flügen durchschnitten sie die schweigenden Lüfte.

Da war nun Siegbert ganz allein, und ihm ward schauerlich im Herzen, daß er nicht einmal die Raben mehr zu Gefährten hatte; und immer kühler wurde es; und die Furcht wie die Kühle des Abends machten seine Zähne klappern. — Da versuchte Siegbert den Felsen zu erreichen, und sein bebender Fuß tappte durch feuchtes Buschwerk, seine starren Hände wurden von dem brennenden Distelgewächse geriselt, und die Dornen erzeugten ihm blutige Male. Da wurde Siegbert unmutig und schwankend. Und er rief aus: „O Brüder, was habt ihr an mir gethan!“ Und er betete gegen Himmel, daß seinen Brüdern es nicht also schlimm ergehen möge, als diese an ihm gehandelt hatten. Und als er die Hände emporrang, da stießen diese an etwas was von rauher Härte war. Da tappte Siegbert nochmals kräftig darnach, und siehe da, dieser war der Fuß des Felsens, auf dessen Gipfel jene Sonnenblumebülthe, welche der Rabe genannt hatte. Da schickte sich nun Siegbert muthig an den Felsen zu erklimmen, und ob er gleich oftmal ausglitt, so ließ er sich dennoch die

Beschwerde nicht gereuen, und als er nun vollends zu ermüden befürchtete, da hatte Siegbert den Gipfel erreicht. Mit raschen Händen neigte er sein Antlitz von dem Thau der Sonnenblume, welche im Winde hin und her wankte, und als er dies dreimal gethan hatte, da vermochte er nicht der Mattigkeit, welche ihn befallen hatte, Widerstand zu leisten, und nachdem er noch sein Abendgebet verrichtet hatte, welches Siegbert niemals unterließ, war er auf dem Moose, welches den Felsen bedeckte, entschlummert.

Allmählich tauchte das Licht des Morgens empor, und die Gegend rings umher schwamm im Frührothe, und mit einem Male fühlte sich Siegbert so wunderbar ergriffen. Er träumte vom freundlichen Sonnenstrahl und vom lächelnden Blau des Himmels, und er blickte beseligt umher, und schaute weit, weit hinaus, und da durchrieselte ihn ein Schauer, und da packte er seinen eigenen Arm an und rüttelte denselben, um zu fühlen ob er träume, und er tappte bewusstlos nach dem Scheitel seines Kopfes und nieder sank er auf die kraftlosen Knie, und mit dem letzten Aufgebot seiner ermattet verhallenden Stimme schrie er hinaus in die warmen Morgenlüfte: „Dank, Dank, ich träume nicht, ich sehe!“ — Und da sich Siegbert jetzt anschickte, den Felsenabhang hinabzusteigen, da fand er erquickende Beeren, die seinen Hunger stillten und seine lebende Zunge nehten.

Vom Fels, auf dessen Abhang Siegbert zu seiner Erfrischung nährende Erdbeeren fand, herabgekommen, machte er sich nun rasch auf, um den Weg an der östlichen Grenze zu verfolgen, und er fand unterdeß viel frommsinnige Leute, so ihm Almosen reicheten, und seine Blöße mit anständigem Kleide bedeckten, und er sprach zu sich in seinem eigenen Herzen: „O, ich fand doch noch Menschen voll freundlichen Sinnes, und nicht alle sind meinen Brüdern gleich.“ — Und schon verstrichen viele Tage und einen Mond sah er schon schwinden und wieder erwachsen, als er eines Abends die blanken Zinnen einer großen Stadt von ferne flimmern sah; aber diese Stadt war die Hauptstadt jenes Reiches, welches er sich zum Ziele festgestellt hatte. Und als er dort anlangte, da erblickte Siegbert schon bei den Thoren einige der Einwohner mit bleichen und abgezehrten Körpern, und sie rangen die Hände, und einer von ihnen redete Siegbert also an: „Was willst du, Fremdling, in unserm verödeten Reiche, und was trieb dich an, die Stätte des Elends aufzusuchen, um Zeuge unsers Jammers zu werden? denn bereits zwei Monde haben ihren Lauf vollbracht, seitdem die Quellen unsers Landes starren, und die Brunnen verfestiget; was drängst du dich also zu unserm Elende? Gräueltthaten hat dieß Unglück bereits hervorgerufen, und viele der Unglücklichen gingen so weit, Menschen und Thiere zu schlachten, um in ihrem Blute ihren Durst zu löschen, und mit je-

dem Tage wächst die Bedrängniß.“ Da sprach Siegbert: „Ich bin gekommen euch zu retten, und von jeden Bedrängnissen zu befreien. Führt mich hin zum Fürsten dieses Reiches, und er möge mir Gehör leihen und vollziehen, was ich von ihm verlange.“ — Da klang den Leuten, zu denen er sprach, zwar sonderlich seine Rede; aber sie führten ihn dennoch hin zum Könige und dieser empfing ihn freundlich, und als Siegbert mit ihm allein zu seyn verlangte, da trug er ihm seine Bitte vor, er möchte ihm hundert der stärksten und muthigsten Bewaffneten geben, und er wolle hingehen und dem Lande seine Quellen wiedergeben und seine Fruchtbarkeit. — Der König ließ alsogleich den Befehl ergehen, daß sich die Kräftigsten und Muthigsten der Bewaffneten melden sollten, und in kurzer Zeit hatten sich noch einmal so viel im Burghofe versammelt, als Siegbert verlangte hatte. Alle diese schlossen sich nun, versehen mit Haken und Windlichtern und bewaffnet am ganzen Leibe Siegberten an, und der König ließ Gebete anstimmen in allen seinen Städten; doch Siegbert begab sich nun an die Spitze seiner Männer nach dem Mittelpunkt des Landes. — Und als sie so weit in die Tiefe gegraben hatten, als die Berge sich von der Erde erhebt, da vernahmen sie ein dumpfes Geräusch wie von eiserner Rüstung, und sie gruben nun weiter, und plötzlich eröffnete sich ihnen eine sehr weite Höhle, in welcher wohl fünfhundert Männer Platz fänden, und über einen ungeheuren Felsblock lag der furchtbare Riese gekrümmt, welcher so mächtig schnaubte, als sie in die Nähe traten, wie wenn ein tosender Sturmwind sich erhöhe, so daß viele aus ihnen umtaumelten und zu Boden geworfen wurden. Und nun erhob sich ein gewaltiger Kampf; doch eben als die Anzahl der kräftigen Männer den donnernden Riesen mit Ketten umwinden wollte, da rüttelte er alle seine Glieder und schleuderte sie von sich, welche aber nicht abließen ihm zu Leibe zu gehen. Aber Siegbert kroch indessen, als ihn die Kämpfer von vorne beschiffigt hatten, an dem Rücken des Riesen hinan, als ob er einen Berg bestiege, und hielt sich mit den Händen an den borstigen Haaren, damit er auf dem Schuppenpanzer nicht ausgleiten möge, und als er den Rumpf desselben erstiegen hatte, da führte er mit seinem großen dreischneidigen Schwerte einen heftigen Stoß in den Nacken des Riesen, und mit einem krampfhaften Verzucken sank der furchtbare Körper zusammen, daß die Felsen der Höhle von allen Seiten tausendfach wiederhallten und die dumpfen Wände erdröhnten. Aber als die zweihundert Männer mit muthiger Gewalt den Leichnam des Riesen fortdrängten, da boten sie auf das Zurufen Siegberts noch ihre letzte Kraft auf, den Felsenberg weiter zu rollen, welcher die Quelle verschloß, und wie ein fernes Brausen vernahmen sie, wie nach allen Seiten hin die frischen Ströme sich unter dem Erdreich ergossen, und sie labten sich alle an des Quells köstlicher

Frische; aber als sie sich wieder zum Ausgange der Höhle emporgearbeitet hatten, da wurden sie allenthalben von ihren Landsleuten umringt, und der Lieblosungen war kein Ende. Siegbert wurde im Triumphzuge zum Könige geführt, der ihn auf die Stirne küßte und ihm eine ungeheure Summe Goldes und köstliche Juwelen überreichte. — Doch als er bat, er möchte noch länger in seinem Reiche bleiben, da lehnte Siegbert das Anerbieten ab, und als der König sah, daß seine Bitte vergebens sei, da stieß er ihm das schönste seiner Pferde vorführen, und ritt mit ihm bis vor die Thore der Stadt, dann nahm er Abschied, küßte ihn nochmals, und die Segnungen des Volkes geleiteten Siegbert.

Siegbert lenkte seine Reise nun rasch nach der westlichen Seite hin und schon am nächsten Tage gelangte sein behend's Ross in die Gegend, welche der Rabe bezeichnet hatte. Aber daselbst erkannte er das Land in seinen Bewohnern, denn in Trauergewändern schritten sie düster einher, und als Siegbert einen, der ihm am Thore begegnete, fragte, ob dies das Land sei, wo die Krankheit der Fürstentochter die Ursache der tiefsten Trauer wäre, antwortete jener: „Ja wohl ist es also, wie du saast, und du würdest die Gewalt unserer Betrübnis ermessen können, wenn du sie kennen würdest, die der Schmuck unsers Reiches war, sie, die ihres königlichen Vaters mildes Ebenbild ist, nun aber krank darnieder liegt, von unsäglichen Schmerzen gequält, und unsere Bitte rechtfertigt, daß die Götter sie lieber dem Tode preisgeben möchten, als trostlos ihre Marter zu unterhalten.“ Da sprach Siegbert: „Ich aber gebe euch die Versicherung, daß dem nicht Noth thun soll; führt mich hin zu eurem Könige, und stellt mich ihm vor als den Retter seines Töchterleins.“ Diejenigen, die diese Rede hörten, wollten ihm aber keineswegs Glauben schenken; sie wußten, daß unzählige der weitberühmtesten Aerzte beschämt abziehen mußten. Da Siegbert aber nicht abließ, sie zu überreden, so führten diese ihn nach dem königlichen Pallaste, allwo der König händeringend auf einem Polster auf der Erde saß, und jammernd die Worte ausstieß: „Laßt mich weinen bis ich mich blind geweint habe, denn der Stern meines Auges ist dahin!“ Aber als Siegbert eingetreten, und dem Könige der Grund seines Kommens bekannt war, da gab dieser einen Wink, daß seine Höflinge ihn mit dem Fremden allein verbleiben ließen; aber Siegbert wendete seine Worte also zu dem Könige: „Gewährt mir eine Stunde in dem Schlafzettel eures Töchterleins; nur ihre Sklavinnen und Wärterin darf daselbst verweilen; gebt mir die Werkzeuge, so ich von euch verlange, und wenn diese Stunde vergangen, dann laßt die schwarzen Tücher, welche diesen Saal verhüllen, zerreißen, und die harten Kissen von dem harten Boden hinwegschaffen, und dann führe ich Euch Mirza zu, auf daß des Vaters Entzücken ihr den ersten Kuß entgegenbringe.“ — Auf diese Worte

bebt der kranke König vor Hoffnung und vor Freude, und die Thränen des niedergebogenen Auges sandte er jezt zur Sonne hinauf und er sprach: „Wunderbarer Fremdling! Kann dir dieß Rettungswerk gestingen, so nimm sie zur Verlobten hin, die du gerettet!“ Aber Siegbert verlangte jezt eine Hacke, ein Beil und ein Grabseil, und als er dieß hatte, trat er, von der Wärterin und Sklavin begleitet, in das Krankengemach der Fürstentochter ein. — Da lag Mirza auf buntem Sessentissen, wie eine Königsstie auf farbigem Blumenbeete war sie zu schauen. Das brechende Auge sank matt darnieder, und es schien in jenem Augenblicke, der Siegbert hereingeführt, ein süchtiger Schummer die heftigen Leiden der kranken Fürstin zu täuschen. — Siegberts Auge glänzte im Anblicke der bleichen Schönheit, leise trat er hinzu. Die kräftigen Hände faltend, hob er den Blick von Mirza's Anblick auf zum Himmel, und sprach einige Worte der Bitte für ihre Rettung, und von Hoffnung rührig, ergriff er nun mit rüstigem Arm das prächtige Lager, worin die Fürstentochter ruhte, und trug es auf seinen Schultern in des Gemaches Mitte. Da schien es der Wärterin, als ob diese leichter aufstiege, und Mirza's Busen sich freier erhebe; aber bald gab sie wieder neue Zeichen von Schmerz zu erkennen. Aber eben dadurch wurde Siegbert aufmerksam gemacht und stuchte; alsogleich ergriff er rüstig seine Hacke, und begann jezt hart unter dem Haupte der Fürstentochter das Getäfel zu lockern. Aber siehe da, ein dumpfes Krachen und Scharren schien aus der Grundtiefe zu erdröhnen. Da war Siegbert um so rastloser. Hier, dachte er, wo jezt Mirza's Lager sich befindet, muß auch die Urheberin ihrer Schmerzen gelagert seyn; denn es war nur der Augenblick, in dem ich das Lager vorrückte, wo sie sich leichter fühlte. Und bald war auch das Getäfel von Marmor vollends losgerissen, und er grub eine enge und tiefe Höhlung und plötzlich stierten grünliche Augenflammen aus der schwarzen Tiefe, und Siegbert warf das schwere eiserne Beil mit behender Kraft hinunter, welches im Fall etwas kreischend zu zerquetschen schien; ein grauer Dunststreif schlängelte sich an dünnen Zacken empor. Siegbert warf mit seinem Grabseil die todte Kröte hoch empor, so daß sie weit weggeschleudert wurde. Jezt feußte die liebreizende Mirza nochmals wie zuvor auf, aber noch freier wogte ihr Athem, aber noch höher erhob sich ihre Brust. „Wie wird mir nur!“ rief sie um sich sehend aus; „leicht und regsam sind meine Glieder, und mein Sinn ist so munter wie einst.“ Aber Siegbert trat ehrerbietig vor sie hin, sich tief verbiegend, beugte ein Knie vor ihr, und erzählte alles, was mit ihr vorgegangen, und seine Rede schloß also: „Nun mache dich auf, Fürstin, damit du deinen betrübnen Vater bewillkommen mögest, der deiner sehnsuchtsvoll harret.“ — Siegbert verließ das Gemach, er kam zum Könige, und als dieser aus dessen Augen zu lesen beehrte, welches der Erfolg

seiner Bemühungen gewesen, da wandte sich Siegbert gegen die Halle am Eingange, und herein trat Mirza, schön wie ein erwachender Maimorgen, und so frisch wie eine Lilie vom Frühthau beneht, und sie umfaßte des Vaters Knie, und wies mit dankbarem Blicke auf ihren Retter. — Aber der König preßte sein theures Tochterlein in seine Arme und dann sprach er also: „Dir ist nicht unbekannt, wem du die That deiner Rettung zu verdanken habest; willst du, meine Tochter, jenen Dank erstatten durch dein eigen Selbst?“ — Und ein liebender Blick, der aus Mirza's Auge von dem Antlitz des Vaters sich nach Siegbert wandte, war die Antwort. — Da wurden allsogleich prunkvolle Feste bereitet, daß alles a Pracht die Vergoldung der Sonne und das Abendsilber der Sterne zu verdunkeln schien; aber Siegbert folgte seinem Sehnen ins Vaterland zurück. — Reich an Schätzen und an der Seite seiner edlen Gemahlin, und im Herzen tief das Bewußtseyn einer reinen Gesinnung, trat dieser im zahlreichen Gefolge die Heimkehr an; aber als Siegberten die Bahn seiner Reise in die Gegend jenes Hohlweges führte, allwo die Galsenvögel ihm die Weise vorschwärmten, sein Glück zu suchen, da vernahmen sie ein

klägliches Wimmern von tief innen heraus; wohl schauderte Mirza vor jenen bangen Tönen, aber dennoch gewann Siegbert über sie, daß sie sich näherten; hilf Himmel! was gewahrte sein Auge? Seine beiden Brüder waren es, welche an Pfählen angebunden, an Händen und Füßen geknebelt lagen; Siegbert erkannte dieselben sogleich, so wie sie ihn erkannten, und sie gestanden ihm, daß sie um ihr Hab und Gut gekommen, zu Räubern sich gefesselt hätten, allein von der Uebermacht der Häfcher besiegt, geschlagen, und also unschädlich gemacht worden waren, wo sie schon drei Tage hungern und verschmachten mußten. Aber Siegbert sprach also: „Wahrlich, du rächender Himmel, der Tag der Vergeltung ist ihnen genah; sie glaubten mich zu peinigen, und sind es selbst; seht meinen Ueberfluß und erfahrt, daß ich euren Mangel zu fühlen weiß.“ Und er ließ ihre geknebelten Glieder losbinden und stärken, und gab ihnen Gold und sagte: „Fliehet und wandelt bessere Wege!“ Da fielen sie zu Siegberts Füßen, im Auge stand eine Thräne; es war das erste Mal, daß sie geweint hatten. Siegbert setzte seine Reise weiter fort.

IV. Kalender für Naturkunde, Naturgeschichte zc.

A. Beachtenswerthe, die Milchwirthschaft betreffende Mittheilung.

Die Milch, ein Hauptbedürfnis des menschlichen Lebens von der Periode des Säuglings bis zu jener des Greises, bezieht der Städter, welcher in der Regel keine Küche hält, und selbe kaufen muß, gewöhnlich in herabgewürdigter Qualität und zu theuren Preisen. Es ist zu verwundern, daß der Kommerz mit diesen flüssigen Lebensartikeln, dessen Konsumtion mit jener von Bier, Wein und Branntwein in allen Hauswirthschaften gewiß nicht unbedeutend ist, und vielleicht im Durchschnitte die größte Geldauslage verursacht, so lange unbeachtet blieb. Wenn man annimmt, daß in Wien *) allein für beinahe sechs Millionen Gulden jährlich Milch und Obers verabreicht werden, so dürfte es jedoch sonderbar scheinen, daß sich mit diesem Handel, bei dem augenscheinlicher Gewinn hervortritt, zumal da er gegen augenblickliche Zahlung und nicht auf Zeit gemacht wird, bei uns nicht eben so wie in Frankreich und England solide Geschäftsmänner von Kenntnissen, durch Errichtung von

sortirten Milchhandlungen befassen, sondern in dieser Beziehung den Milchweibern freies kommerzielles Spiel lassen, um uns statt des Guten etwas Schlechtes zu verabreichen. Nur zu häufig hat man Gelegenheit sich zu überzeugen, welche gegründete Klagen die Damen über die Qualität des schlechten Obers laut werden lassen; kein Wunder, daß man das Landleben beneidet, wo nur allein jene Spende der Natur in unverfälschter Güte geboten wird.

Bringt man in Betrachtung, daß die Milch eine vorherrschende Inklination zum Sauerwerden besitzt, so leuchtet ein, daß lokale und temporäre Verhältnisse den Städter zur Pflicht machen, seinen Milchbedarf aus den nächstgelegenen Ortschaften zu beziehen; aber auch eben so deutlich geht daraus hervor, daß die Milchpreise in den näheren Bezirken wohl viel höher als in den entfernteren stehen müssen, so zwar, daß wenn man das Futter, den Miethzins und die Wartung einer Kuh in Anschlag bringt, das jährliche Erträgnis derselben im ersten Falle 300 fl. beträgt, während es sich im zweiten Falle kaum mit 50 fl. rentirt.

Bei einer solchen Bewandniß der Umstände dürfte es allgemein erwünscht seyn, ein Mittel in Anwendung zu bringen, wodurch der von der Stadt entferntere Dekonom seinen Milchvorrath ebenfalls, wenn auch nicht

*) Wien zählt beständig 8000 Häuser; wenn jedes derselben im Durchschnitt täglich für zwei Gulden Milch verbraucht, so kommt ein jährlicher Betrag von 5,840,000 fl. zum Vorschein.

Anmerk. der Red.